es sich in meinem Fall — wenigstens ist, irgendwo im meterhohen Schnee stecken zu bleiben.

Aber wer auch nur einen Tropfen Journalistenblut in den Adern hat, kann nicht widerstehen, wenn es einmal ein wirkliches „Unikum“ aufzuspüren gibt. Und Juhan Tuuri ist ein Unikum, unleugbar und in jedem Sinne des Wortes. Vor Jahren schon ist sein Aufsehen erregendes Buch „Muittalus samid birra“ Lappenerzählungen, das später auch in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurde, erschienen. Es errang seinen durchschlagenden Erfolg nicht nur, weil Tuuri der erste Lappe ist, der jemals zur Feder griff, sondern auch weil er, ein echtes Kind seines Stammes, ziemlich unberührt von der Kultur und unverwirrt von Bildung, als naiver Autodidakt schreibt und so seine Aufzeichnungen zur authentischen Quelle für wertvolle Lappenforschung wurden.

Daß sein Buch überhaupt zu Stande kam und verbreitet wurde, war der Unterstützung des in Lappland sehr beliebten, nunmehr verstorbenen Forschers Dr. Lundbohm zu danken. Tuuri selbst war vielleicht doch mehr Lappe als Schriftsteller. In Stockholm jedenfalls erzählte man sich von Juhan Tuuri, dessen Namen jeder Gebildete kennt, der Gräfin Bjelkes besonderer Schützling ist und den die englischen Lords und die amerikanischen Multimillionäre nie zu besuchen vergessen, wenn sie zur Jagd nach Lappland kommen, die drolligsten Anekdoten. Ich begriff: Juhan Tuuri mußte man interviewen! Aber wo wohnte er? Als ich in der Hauptstadt diese Frage tat, lachte man mir ins Gesicht. Wo wohnt ein Lappe? Irgendwo in einem Zelt oder in einer Koje. Genaueres läßt sich da nicht sagen.

Aber im letzten Augenblick vor meiner Abreise erhielt ich von einer mitfühlenden Seele die Adresse eines Lappenforschers in Kiruuna und von diesem später die sehr wertvolle Auskunft, daß sich der Lappenstamm, dem Tuuri angehörte, auf seiner Herbst-Wanderung in der Gegend um den Rensee aufhalte. Leider nur — war Tuuri dort nicht zu finden! Da ich nicht lappisch kann und die Lappen im allgemeinen nur schlecht schwedisch verstehen, dauerte es eine geraume Zeit, bis ich ausfindig machte, daß Tuuri sich noch einige Bahnstunden nördlicher, in Lahtilahti, jenseits des Torneträsks aufhalte. —

Schweigend glitten wir auf Schneeschuhen durch den weißkalten Forst, in dem das blaue mit gelben und roten Borten benähte Gewand und die hohe, in eine feuerrote, große Troddel endigende Mütze des Lappen das einzig Bunte sind. Am Torneträsk bestiegen wir ein wohlbeteertes, dunkles Lappenboot, dann ging es in stundenlanger Fahrt über den See, in dem sich die Morgensonne und die eisstarrenden Fjälle spiegeln. Als wir gegen Mittag an die Bucht von Leimolahti kamen, merkten wir, daß die abzweigende, kleinere von Lahtilahti bereits zugefroren war. So legten wir schon hier an, gingen von lärmenden, phantastisch in Felle und buntes Zeug gewickelten Lappenkindern umschwärmt durch das erste Lager und über das Eis der Bucht nach Lahtilahti.

Wie ein Palast steht die armselige aber „modern“ aus Baumstämmen gefügte Hütte Tuuris zwischen den Erdhügeln ähnlicher Kojen. Aber zu meinem Schrecken ist die Tür, über der mit großen ungelenken Buchstaben „Juhan Tuuri, Verfasser, geb. Kautokeinen“ geschrieben steht, verschlossen.

In der nächsten Koje erfahren wir, daß er noch früh morgens gesehen wurde, also wahrscheinlich nur irgendwo im Wald, auf der Jagd oder bei seinen Fuchs-, Hermelin- oder Marderfallen ist. Allerdings: er könnte auch auf mehrere Tage hinauf in die Fjälle, zu seinen Renntierherden, gegangen sein.

Das klang trostlos. Trotzdem entschlossen wir uns, zu warten, und glücklicherweise wurde Tuuri, nachdem wir mehr als zwei Stunden als Gast der Nachbar-Lappen in deren Koje gesessen hatten, gesichtet. Ein schiefbeiniger, schlitzäugiger, kleiner Lappenjunge meldete, daß er sich dem Lager nähere.

An der Tür, die ihn Verfasser nennt, traf ich mit Tuuri zusammen. Es ist ein in Renntierfell gekleideter, schlauäugiger, spitznäsiger, schmutziger, aber vergnügter alter Lappe, der einigermaßen schwedisch spricht, sich mit dem Aermel das Nasentröpfchen abwischt und als Jagdbeute vier — sage und schreibe vier — herrliche Auerhähne über der Schulter trägt.

Er wirft die gewichtige Last in den Schnee und begrüßt mich erfreut: „Ju, ju, ju, — woher sagst Du, daß Du kommst? Oesterreich — ju, ju, ju, das ist aber weit.“ Dann schütteln wir uns die Hände, und er führte mich, während mein Führer, ein alter Bekannter Tuuris, ihm das Holz spaltete und die Jagdbeute verwahrte, in seine Stube, die sowohl Küche als auch Schlaf- und Empfangsraum ist, und ich versuchte, ihn zu interviewen. Das stellte sich aber als ganz unmöglich heraus: erst mußte ich auf alle seine Fragen antworten, und dann ging er, der uns zu einem Imbiß höflich eingeladen hatte, mit freundlicher Unbekümmertheit zwischen Küche und Vorratshaus hin und her und wollte vor allem meinen alten Fährmann davon überzeugen, daß seine, Tuuris, Hermelinfallen für 25 Oere per Stück erheblich besser seien als die teuren in Kiruna gekauften meines Führers.

Wann sein Buch erschienen ist, sein bis jetzt einziges Buch? — Ju, ju, ju — das weiß er gar nicht recht. Ein Exemplar? Ju, ju, ju, natürlich hat er eins, will es mir zeigen. Aber wo ist es denn hingekommen? Nach langem Suchen zieht er es stolz in der Vorratskammer zwischen zwei vereisten Renntierschinken hervor. Ju, ju, ju, da gab es schöne Bilder darin, Lappenzeichnungen, von ihm selbst verfertigt — aber die sind herausgerissen, leider. Irgend einer der amerikanischen Multimillionäre hat sie zur Erinnerung mitgenommen.

Tuuri zeigt viel guten Willen, mir aus seinem Leben etwas zu erzählen. Aber wir kommen über die merkwürdige Tatsache, daß er in Kautokeino vor — ja wieviel Jahren eigentlich? es mögen wohl bald 70 sein —, geboren ist, nicht weit hinaus. Ob sein Buch ins Deutsche übersetzt ist, weiß er wirklich nicht, aber dafür zieht er aus einer Schublade, in der neben Zuckerstückchen und Pulswärmern alte Marderfell- und blutüberkrustete Vogelschwingen ein mehr beschauliches als geordnetes Dasein führen, einen ins Dänische übersetzten Band seines Werkes hervor und erzählt rühmend, daß sein Uebersetzer auch eigene Bücher geschrieben hat, aus denen man alles Wichtige über das Lappenleben erfahren kann. Brotneid kennt dieser Verfasser nicht, der nun würdevoll an seinem offenen Herd steht und in eine nicht gerade blendend reine Pfanne Stückchen von einem riesigen Renntierschinken schnippselt, dann mit berechtigtem Bedenken die in seinem Wandschrank vorhandenen Teller und Löffel betrachtet und sich seufzend entschließt, sie mir zu Ehren abzuwaschen. Da entschließe ich mich — aus sehr egoistischen Gründen! — sie mit einem relativ reinlichen Tuch gründlich abzutrocknen, und mein alter Führer macht sich daran, Messer und Gabel — davon finden sich nur zwei, was aber Tuuri nicht stört, weil er, wie er später beweist, sich auch ohne solches Werkzeug behelfen kann — an der offenen Flamme zu „desinfizieren“.

Tuuri, dem die spärlichen weißen Haare wirr um die Denkerstirne stehen, versichert mich im Laufe unserer Unterhaltung wiederholt zweier bedeutsamer Dinge: erstens, daß er schlecht daran getan hat, sich keine Frau zu nehmen, und zweitens, daß er gerade dabei ist, ein neues Buch zu schreiben. Auch wieder eins über Lappenmythen, -Sitten und -Sagen. Er bemüht sich, mir aus dem Gedächtnis eine spaßhafte Geschichte über die Namensgebung des Dorfes Lahtilathi daraus zu erzählen, aber da ich die Pointe gar nicht erfassen kann, gibt er es gutmütig auf, und wir setzen uns einträchtig zu dem inzwischen gar geschmorten Renntierschnitzelbraten.

—⊙—

Am Ausguck

Petersilienbäume und mannshohes Edelweiß.

Der amerikanische Reisende Carveth Wells kehrte kürzlich von einer Expedition nach Aequatorialafrika zurück. Das Unternehmen galt vor allem der Erforschung des noch immer von Sagen umwobenen Mondgebirges und des Landes nordwestlich des Viktoriasees. Was nun der Amerikaner von seinen Entdeckungen zu berichten weiß, klingt reichlich phantastisch. Angeblich fand er an den Abhängen des Mondgebirges Wacholderbüsche von fünfzehn, Petersilienstauden von beinahe drei Meter Höhe und Edelweißbüsche, die größer waren als er selbst. Außerdem will die Expedition eine Zebraherde beobachtet haben, die nicht weniger als drei Tage lang am Lagerplatz vorüberzog und demnach acht Kilometer breit und achtundvierzig Kilometer tief war. Wells berichtete auch von einer ganz neuen Methode, die ihm Aufnahmen von der Großtierwelt des Mondgebirges ermöglicht. Er fuhr mit seinem Kraftwagen durch den Busch und schleifte an einem langen Strick einen Tierkadaver als Köder hinter sich her. Nur Hyänen und Affen zeigten Furcht vor dem Auto. Alle anderen Tiere, besonders die Löwen, stürzten sich auf Fraß und ließen sich ohne weiteres auf die Platte bannen.

Der Herzog von York als Meisterdetektiv.

Anläßlich der letztjährigen Neuseeland-Reise des Herzogs von York wurde eine Matrone bei ihm vorstellig und bat ihn inständigst, der Herzog möge ihr das Großkreuz des Victoria-Ordens wieder verschaffen, das sich ihr Vater, Hauptmann Titschell, auf dem Felde der Ehre erworben und vor rund sechzig Jahren in London verloren hatte. „Mein armer verstorbener Vater konnte diesen Verlust bis an sein Lebensende nicht verschmerzen“, beteuerte die selbst zweiundsiebzigjährige Tochter des ehemaligen Kapitäns. Der Herzog von York war tief gerührt und versprach der alten Frau, sein Möglichstes zu tun, um ihr zu dem langvermißten Kleinod zu verhelfen. Er faßte sein Versprechen nicht als leere Redensart auf, vielmehr setzte er, nach London heimgekehrt, einen großen Detektivapparat in Bewegung und stellte sich persönlich an die Spitze. Nach einjähriger Arbeit wurden die Bemühungen des herzoglichen Meisterdetektivs und seines Stabes in der Tat von Erfolg gekrönt: man fand das vor sechs Jahrzehnten gestohlene Großkreuz im Besitz eines alten pensionierten Staatsbeamten. Er hatte es vor mehr als fünfzig Jahren in einem Antiquitätengeschäft entdeckt, für einige Schillinge erworben und seither pietätvoll in seiner Vitrine aufbewahrt. Bereitwilligst stellte er den Orden dem Herzog-Detektiv zur Verfügung, der ihn sofort an die rechtmäßige Besitzerin, die Tochter des wackeren Kapitäns Titschell, nach Neuseeland weiter leitete.

Seealgen als Kuhfutter.

Höchst interessante Versuche stellt eine amerikanische Landwirtin, Frau Hanna Mac Cormich, auf ihrer Farm in der Nähe von Chicago an, indem sie ihre Kühe mit Seealgen füttert. Die Pflanzen werden getrocknet, zu Pulver zerrieben und in dieser Form dem Vieh verabreicht. Die von diesen Tieren gelieferte Milch soll sich durch einen hohen Gehalt an Jod auszeichnen. Da der Mangel an Jod in der Nahrung als Ursache des Kropfes angesehen wird, eine Krankheit, die in dem sogenannten „Kropfgürtel“ der Staaten Indiana und Illinois häufig auftritt, hofft man, daß der Genuß der jodhaltigen Milch der Frau MacCormich zur Bekämpfung der Krankheit gute Dienste leisten wird. — Der Geschmack der Milch wird durch die neuartige Ernährung des Milchviehes angeblich in keiner Weise beeinflußt. Ob das Verfahren angesichts der hohen mit diesem Futtermittel verbundenen Kosten gerade wirtschaftlich sein wird, muß allerdings bezweifelt werden.

Jahrbuch für die Westfälische Mark. Kalender 1928—1929. Herausgegeben von Joseph Risse und Wilhelm Uhlmann-Bixterheide. Mit vielen Kunstbeilagen und zahlreichen ganz- und halbseitigen Bildern nach Original-Gemälden, Bildwerken, Holzschnitten und Zeichnungen, sowie einer Notenbeilage. Verlag: W. Crüwell, Großdruckerei und Verlagsanstalt, Dortmund.

Auch die vierte Ausgabe des ebenso schönen wie eigenartigen Kalenderwerks reiht sich den drei vorangegangenen Ausgaben würdig an. Die beiden Herausgeber sind mit vollem Erfolg bemüht gewesen, die leitenden Grundgedanken der vorangegangenen Jahrgänge ihres Werkes zu erweitern und zu vertiefen. Den bekannten und bewährten Mitarbeitern, deren Namen sämtlich die von Schriftstellern, Dichtern und Künstlern von Ruf sind, sind neue hinzugetreten. Da ist es fast selbstverständlich, daß auch diesmal wieder ein Buch von kundiger Hand geformt ist, das als wirklicher Mittler heimatlichen Kulturgutes auf literarischem und künstlerischem Gebiete den höchsten Ansprüchen gerecht wird. Neben volks- und naturkundlichen Beiträgen finden wir anregende geschichtliche Abhandlungen und Plaudereien aus der jüngeren Vergangenheit einer ganzen Reihe von Städten und Dörfern der Westfälischen Mark. Gedichte und Erzählungen, in denen sich auf dem Boden der Heimat das Leben unserer Volksgenossen in Industrie und Landwirtschaft, dichterisch gesehen und geformt, und nicht weniger dichterisches Eigenerleben widerspiegeln, fassen alle Beiträge zu einer lebendigen Buntheit zusammen. Aber auch dem kulturellen Streben der ringenden Gegenwart, den schaffenden Werten ihrer Arbeit sind in Einzelabhandlungen über Städte der Westfälischen Mark wertvolle Betrachtungen gewidmet. Ein interessantes Kalenderbeiwerk rundet das Ganze ab. Der Preis von 1,50 RM. für das schöne und wertvolle Buch ist erstaunlich billig.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: B. A. Sanz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 46 — Mittwoch, 14. November — 1928

Wegebreit

Von Rudolf Behrens.

Er ist der Walzbruder unter dem vegetabilischen Straßenwolk, ein richtiger verstaubter, oft zerschlissener, immer verachteter Chausseeritter, ein „Monarch“, der an Erbärmlichkeit seinesgleichen sucht. Dieses Landstreichertum schließt jedoch nicht aus, daß er ein Original ist, die Romantik ebenso liebt wie seelenlose Gegenwartswelt, sich unter den Füßen der herrschsüchtigen Menschen wohlfühlt, seinem Beinamen „Wegtritt“ Ehre macht und nicht totzukriegen ist, es sei denn, daß man ihm die Landstraße, den Feldweg, den Wiesenpfad oder den Grabenrand nimmt und ihm damit den Boden entzieht. Da es aber auch in Zukunft trotz unsicherer Schienenstränge und baldkenloser Luftfahrtwege Chausseen geben wird, so fühlt der große Wegerich mit seinen zweihundertzehn deutschen und fremdländischen Vettern durchaus noch nicht sein Ende nahe. Er bevölkert lustig die Straßen weiter, weidet sich an dem Wandel der Zeiten, der sich nirgends besser ausprägt als auf den endlosen, obstbeschatteten und staubbekleideten Schlangenbändern unserer Verkehrsadern, und hat mehr gesehen als mancher Turmwächtervetteran eines ehrwürdigen Stadttores, ein Fremdenführer oftmals belangloser Großstadtsehenswürdigkeiten oder ein moderner Weltreisender, der sich für 50 000 stabilisierte Reichsmark den Luxus einer Erdumsegelung gestattet und bei seiner Heimkunft nur über Schiffsspeisekarte, Namen der Ankunftshäfen und halsabschneiderische Trinkgeldjagd bei Weißen, Roten, Gelben und Schwarzen zu berichten weiß und über die Rede vom fatalen Gegensatz zwischen Wetterprognose und eingetroffener Witterung die erträumten und nicht verwirklichten Erlebnisse leichten Herzens vergißt.

Eine Wiesen-, Wald-, Berg-, Heide-, Moor- oder Flußlandschaft, vom Standpunkte des Malers, Dichters, Siedlers oder Technikers aus betrachtet, ist eine Alltäglichkeit, die sich ungezählte Male wiederholt. Eine Straße jedoch als Landschaft gesehen, insbesondere aus der Perspektive seines verbreitetsten Unkrautes, ist seltener und bietet eine nicht uninteressante Aufgabe.

Es gab eine Zeit, da trat die Straße als Landschaftsbild ins Leben, verlieh dem Wegerich sein Element und gab ihm später seinen Namen. Ersteres geschah um die Herrschaft des großen Juliers Cäsar Oktavianus Augustus, unter dessen Zepter „der Menschensohn“ wie Emil Ludwig den größten aller Propheten nach seiner geschichtlichen Ueberlieferung nennt, geboren wurde, die Weltgeschichte mit dem Jahre eins zu zählen anfing und hinter der Irredenta senatorischer Provinzen, nämlich Rätien, Vindelicien und Noricum, der Furor teutonicus römische „Völkerbundverstöße“ ernstlich rebellierte. Geschichtliche Niederträchtigkeiten hinterlassen oftmals zum Ausgleich ungewollt wirtschaftliche Früchte. Gerade die große Kunststraße verdankt den feindlichen Invasionen nicht zuletzt ungeahnte Förderung. So war es schon zu Drusus und Tiberius Tagen, die uns Römerstraßen sehen ließen, welche jetzt noch unfaßbar erscheinen, und Napoleon wiederholte es, indem er uns für seine demütigenden, ehrfürchtigen Cäsarenkriege manche stattliche Heerstraße zwangsläufig auf unsere Kosten zum Geschenk machte Zwischen diesen beiden kaiserlichen Straßenbaumeistern gedieh der Wegerich als Zeuge jahrhundertealter Landstraßengeschichte. Er gelüstnimmen widerhallt, hallamischen Duft und überwucherte den Verfall der Römerwege und sah sich durch karolingische Reparaturen an ihnen erneut zurückgedrängt, erlebte den ersten regelrechten deutschen Straßenbau im Zeitalter der Kreuzzüge, das einem Antispengler Stoff für einen „Aufgang des Abendlandes“ geboten hätte und mußte in dem Korps der Ingenieure, das 1720 in Frankreich Weg- und Brückenbau erkämpfte, notgedrungen einen neuen Feind erblicken. Er ahnte kaum, als 1832 Graf Sassenay die berühmte Neuenburger Asphaltindustrie begründete, daß diese hundert Jahre später, durch den Motorwagen gezwungen, auch die großen Heerstraßen in ihre Gewalt bekam. Fast schien es, als ob nach den frachtbesonderten Planwagen des Mittelalters und den gefühlsseligen Postkutschenfahrten vergangener Jahrhunderte die Landstraßen veröden sollten. Ein Torfwagen, der zur Stadt rollte, eine Kartoffelfuhre, die ihm folgte, hin und wieder ein Strohfuder und am Sonntag eine kreischende Bauernkalesche waren ihre einzigen Freunde. So wie die Landstraßenpoesie verflog, verging ihr süßes Nichtstun, das dem Wegebreit Zeit zu fruchtbarer Vermehrung gelassen hatte. Auf ihren Schlaf folgte staunendes Erwachen; sie rieb verwundert die Augen, als das Jahrhundert der Technik ihr täglich einen neuen Automobilstrom zuführte. Die Chaussee feierte fröhliche Auferstehung, als Hannomag und Opel, Benz und Mercedes, Wanderer und Ford, Bulldogg und Lastzug, Trecker und Autobus, NSU und DKW mit Sozia und Beiwagen, Wochenendfahrer mit Boot und Zelt der Straße neues Leben gaben. Vieles hat der Wegerich mit angesehen. Große Heerführer inmitten unendlicher Kriegsschlangen, unermeßliche Frachtschätze, jugendfrohe Männer mit Felleisen und Rucksäcken, Strolche und Wegelagerer, langsame Botenfuhren und rasende Benzinräder, Pferdehufe und Stahlrosse gaben ihm Staub zu schlucken. Unentwegt blieb er seinem Element treu, klammerte sich an Granitsteine aus Schweden, umfaßte Basaltwürfel aus Böhmen, durchdrach die Schotterdecke heimischer Kleinpflasterung und lugte aus geborstenem Limmerschen Asphalt hervor, er rahmte den Fußweg ein und machte sich im Sande breit, er trat überall auf, wo ein Weg den Kulturen den Raum mißgönnte, ist also ein richtiger Wegebreit, über den man hinwegschreitet wie über herbstlichen Laubfall, ohne Gedanken und ohne Würdigung. Mit der Chaussee teilt er Leiden und Freuden und fühlt sich nirgend froher als in ihrem Milieu.

Die Straße hat ihr eigenes Landschaftsbild. Man muß schon auf ein halbes Menschenalter zurückblicken, um dem Bilde der Heerstraße gerecht zu werden. Heute möchte ich niemanden raten, solche Studien auf längere Zeit zu treiben. Entweder belädt er sich im Trubel des Automobilismus mit Herzneurose, gerät nicht selten unter einen Benzinteufel oder kehrt bis zur Unkenntlichkeit vermüllmt zu den Stätten der Kultur zurück. Meine Erinnerung hilft mir, das Landstraßenbild aus dem Gedächtnis zu zeichnen. Wenn es eine persönliche Note trägt, so liegt das daran, daß mein Gehirn keine Kamera ist. Die stillose Landstraße lebt ausschließlich der Zweckmäßigkeit und ist geometrisch gesagt der beste Beweis für die Gerade. Sie erregt Gefühle wie Endlosigkeit, Müdigkeit, Zeitlosigkeit. Anmutiger schaut die Bergstraße aus. Sie folgt Windungen des Tales, den Hängen der Berglehne, dem natürlichen Laufe der Gewässer, ist schmiegsam und biegsam und versetzt die Gedanken in Zickzackkurven, die ihrem Aussehen gleichen. Ihre freundliche Schwester ist die idyllische Waldstraße, die von Bo-

kühlen Schatten spendet und den Wanderer allerlei lustige Lieder erfinden läßt. So ist die Landstraße ein buntes Bild, immer eigenartig, stets ihren Typ bewußt hervorkehrend.

Was Kleidung anbetrifft, ist sie keine Hinterwäldlerin; denn sie zeigt mehr Geschmack in Form und Farbe, als mancher Modekönig, der das Reich Pariser oder Wiener Modejournale beherrscht, glaubt vortäuschen zu müssen. Sie könnten von ihr lernen. Ich sah sie im schneeigen Kirschbaumkleide den Lenz im Wiesental begrüßen und bewundert ihren Märchenduft inmitten lachender Gärten und lustiger Sommerhäuser, als sie in zarter Lindenblütenrobe von Johannisnächten, Mondschein und Nachtigall schwärmte. Mir liegt noch der Seidenrausch ihres wehenden Pappelrockes zwischen Bruch und See in den Ohren und ich bin noch entzückt von dem schweren Apfelschmucke zwischen gesegneten Dörfern und fruchtbaren Aeckern. Sie weiß um ihren Eindruck, wenn sie dem Feuer rotbrennender Heide das herbstliche Alligold ihres Birkenschleiers entgegenflattern läßt, dem schwermütigen Wasserlaufe im ernsten Beidenkostüm folgt oder dem Park in großblätteriger, blütenreicher Kastanienstaatsgarderobe ihre Aufwartung macht. Wenn viele Leute sich ebenso vorteilhaft zu kleiden wüßten, wären sie oftmals um eine Empfehlung reicher.

Ist es bei ihrem Reiz verwunderlich, wenn man sie umjubelte? Das Volkslied preist sie und der Gassenhauer; die Opernmelodie ist ihr gewidmet und der Schlager; die Zupfgeige klampft zu ihrem Ruhm und die Drehorgel leiert ihr zuliebe; der Militärmarsch schenkt ihr seinen Rhythmus und die Mundharmonika den Zungenschlag. Was sie aber aus dem vegetierenden Dasein am meisten heraushebt, ist das Stück Lebensfaden, den sie mit mir und dir und jedem anderen Menschen gemein hat. Ich sehe mich als jungen Burschen barfuß auf der alten Harzchaussee und spüre noch einmal das Landstreichertum, das mich begleitende Handwerksburschen atmen ließen, obwohl ich die Scholarenmütze im Rucksack trug. „Links rechts, links, rechts! Säbel an der Seite“, geht es im Geiste wiederholend hundert Kilometer und mehr feldmarschmäßig aus der Munsterheide unbekannten Zielen zu und macht das Blut, das die harte Straße in die Langschäftigen hineinstieß, noch einmal fühlend. Erneut erlebe ich im Traume ihre sanfte Kühle, die den vom Trunke schweren Kopf Klarheit sammeln ließ und über Jugenddummheiten und Zeitverschwendung ein heilsames Testimonium morum ausstellte. Wer nicht irgend einmal in ihrem Banne harmloser Strolch, glühender Liebhaber, trainierender Sportsmann, zielloser Bummler, praktischer Philosoph oder fingender Spielmann gewesen ist, hat eigentlich nie recht gelebt, würde er auch ein biblisches Alter erreichen.

Die Landstraße ist mir Symbol geworden, ein Sinnbild rinnender Zeit und rinnenden Lebens. Sie führt einmal irgendwo ans Ende und hat nicht mehr Weisheit gelehrt als ionische Naturphilosophie, aristotelische Physik oder mittelalterliche Scholastik. Dies wurde mir durch eine Reifenpanne klar. Sie zwang mich eine Stunde an den Rand des Straßengrabens und ließ mich nur aus Langeweile mit Blättern und Stengeln des Wegerichs spielen, sodaß sich mir die Seele der Straße offenbarte. Sie leuchtete aus den Augen des Wegebreits, der mir seine Vergangenheit erzählte und zum Schluß sagte: „Wenn ich auch nur ein verstaubter „Chausseeritter“ bin, meinen Stolz und meine Geschichte habe ich doch!“

Der Mordhirsch

Von Wilhelm Hochgreve.

Mondhelle, reifkalte Herbstnacht. Vom Tale herauf brüllt der Wildbach, dem der Dauerregen der letzten Woche die Kraft und den Uebermut zum Toben gab. Kein Eulenschrei kann ihn übertönen. Sogar oben auf der Blöße am Hange ist das verwegene Lied des stürzenden Wassers wie Donnergrollen. Da, es ist, als müßte für Augenblicke alles jäh verstummen, zersprengt ein herrisches, kraftvolles Dröhnen das Gebrüll des schäumenden Renners. Wie eine Stimme aus der Urkraft der Bergestiefe rollt der erste Brunstschrei des alten Haupt- und Platzhirsches über den pudderweißen Kahlschlag gegen die Bergwand, die sich jenseits des Tales schwarz heraufstürmt, rollt in siebenfachem Widerhalle die Nachbarhöhen entlang. Der Herr der Berge fühlte schon beim zweiten Viertel des Herbstmondes, daß ihm der Saft in den Adern zu brennen begann. Acht Tiere, alles, was an Schmal- und Alttieren in der großen Dickung um die Blöße steht, trieb er zum Rudel zusammen. Als Platzhirsch hütet er argwöhnisch eifersüchtig diesen Besitz. Die erste stille, kalte und vom runden Monde des metallenen Himmels fast zum Tage gewandelte Nacht löst den ersten Schrei in der Kehle des Vierzehnenders aus, einen röhrenden Schrei, den Kraftüberfluß, Rauflust und Brunsttrieb in dampfendem Atem in die Herbstluft stoßen. Wer wagt es? Noch einmal überschreit der Alte das wilde Lied der tosenden Wasser im Tale. Gebannt steht das Rudel und äugt nach dem Herrn. „A-u-uh, ö-uh", grollt zum dritten Male wildfreies Herrentum über das Meer der Berge. Da fährt der Hirsch herum. War da nicht ein Knören in der Dickung, brach da nicht Dürreisig? Auch das Rudel äugt und lauscht in gespanntester Erwartung nach jener Richtung. Mit gehobenem und geblähtem Windfange spürt der Hirsch einen Hauch von der Brunstwitterung des Nebenbuhlers, der durch die Dickung Reisig knackend heran zieht. Jetzt wird er still. Da prescht der Vierzehnender über die Blöße, daß das Granitgeröll unter seinen Schalen fliegt und daumendickes Fallholz zerkracht, und stürmt mit dem Sprengruf gegen den Dreisten an. „Oe-ö-ö-ö." Der Gegner flüchtet. Ein wildes „A-u-uh, u-uh" frohlockt als Siegesschrei hinter dem Davonpolternden her.

Dann trollt der Alte zum Rudel zurück, umschlägt es und läßt abermals seine machtvolle Stimme ertönen. Von der Nachbarhöhe kommt gereizt Antwort. „A-uh, ö-uh" schleudert der Platzhirsch die Kampfansage hinüber. Näher, immer näher antwortet der andere. Das Prachtgeweih mit den im Glanzlicht des Mondes aufleuchtenden schneeweißen Enden weit zurück gelegt, daß die Kronen das Rückenhaar streifen, zieht der Haupthirsch dem nach der Stimme offenbar jüngeren, aber überaus brunsthitzigen und rauflustigen Angreifer schreiend entgegen. Der aber läßt sich nicht einschüchtern. Er kennt seine Stärke. Zwar ist er nur mittelstark, aber seine Stangen sind bis auf die Augensprossen endenlos und spitz, und diese gleichen langen Dolchen. Vom Achter bereits setzte er im Vorjahre so zurück und warf erst sehr spät ab, um das gleiche Mordzeug von Geweih zu schieben. Die Förster und Jäger nennen ihn den Mörder, weil er schon drei oder vier Hirsche zu Tode forkelte. Sie schlugen sich drei Dutzend und mehr Nächte seinetwegen um die Ohren, um diese furchtbare Gefahr der Hochwildbahn zu beseitigen. Aber der Mordhirsch wurde heimlich, feitdem er witterte, daß man ihm auf den Fersen war, und als ihm einmal eine ihm nachgesandte Kugel mit Steinspritzern den Windfang prickte, da wurde er zum vollendeten Nachtwandler und Schleicher. Mit vorgeneigtem Geweih erwartet er jetzt den Platzhirsch. Auch der senkt das Haupt. In seinen Lichtern flackert Wut. Ein kurzes Anrucken des massigen Leibes, um den Schneider über den Haufen zu rennen. Aber der läßt es nicht dazu kommen; er flüchtet nicht, wie der Alte wähnte, macht nur eine flinke Wendung bergauf, um dann blitzschnell dem im Anrennen bergab Gerutschten die dolchigen Augsprossen in die Flanke zu stoßen. Mit wildem Stöhnen will der Getroffene hoch aber noch einmal stechen ihm die langen Mordenden des Kampf und Sieg gewohnten Gegners ins Leben. Hellrot und blasig sickert dem Todeswunden der Lungenschweiß aus Gehör und Windfang. Noch einmal rennt der berauschte Sieger die Forkelsprossen in den Leib seines Gegners. Dann dröhnt sein Siegesschrei in die Bergnacht, zum Rudel, das den Ausgang des Kampfes abwartete und sich nun dem neuen Herrn unterwerfen muß.

Die Geweihenden des geforkelten Platzhirsches blitzen im Lichte des Mondes. Ehe das Nachtgestirn wieder empor steigt, wird man den Alten auf dem Wildkarren trauernd zu Tal fahren, den Bergbach entlang, der dem Toten zum letzten Male sein wildes Lied singt.

—⊡—

Eine moderne Polarfahrt

Das eßbare Haus. — Ein Wolkenkratzer von Tabak. — Höhensonne am Südpol. — Das Büro im ewigen Eise.

Von Theodor Lindenstaedt.

Vor kurzem gingen von Newyork aus die beiden Segler „City of New York" und „Eleanor Bolling" mit der Byrd'schen Südpolarexpedition an Bord in See. Wohl noch nie ist ein wissenschaftliches Unternehmen mit einer derartigen Sorgfalt vorbereitet und so glänzend ausgerüstet worden wie diese Fahrt des kühnen Amerikaners. Die Kosten, die seinerzeit die Entdeckung der Neuen Welt verursacht hat, erreichen bezeichnenderweise noch nicht einmal den Betrag, der für die Byrdsche Fahrt an . . . Hundekuchen aufgewandt ist. Für die hundert mitgeführten Schlittenhunde sind nämlich vierzig Tonnen Hundekuchen im Werte von über 30 000 Mark an Bord.

Sobald man die Einöden der Antarktis erreicht hat, wird eine richtige kleine Siedelung angelegt werden, die als Standquartier dienen und mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet sein wird. Elektrisches Licht ist selbstverständlich und auch eine Bibliothek von 2000 Bänden ist vorgesehen. Die Häuser, die eigens für den Aufenthalt in der eisigen Antarktis konstruiert sind, brauchen an Ort und Stelle nur zusammengesetzt zu werden. Die Fenster haben dreifache Glasscheiben mit isolierenden Zwischenräumen, die Doppeltüren sind so eingerichtet, daß jede nur geöffnet werden kann, wenn die andere geschlossen ist. Die Wände bestehen aus dicken doppelten Holzschichten mit einer Kapokschicht dazwischen, und sind dadurch hervorragend geeignet, die Kälte abzuwehren. Sie werden fast anderthalb Meter tief ins Eis versenkt, starke über die Dächer geführte Stahlseile schützen gegen den Druck der heftigen Polarstürme. Außerdem wird die tiefe Schneedecke im arktischen Winter alles verhüllen.

Eins der Häuser verdient besondere Erwähnung. Es ist eine Art „Knusperhäuschen", das von seinen Bewohnern im Laufe der Zeit von innen heraus aufgegessen werden wird. Man hat nämlich alles mitgeführte Büchsenfleisch in Dosen von gleicher Größe verpackt, die sich durch Ziehen an einem Draht bequem öffnen lassen. Auf einer in das Eis eingelassenen Balkenunterlage werden die Dosen dann wie Ziegelsteine aufeinander gelegt, so daß unter Zuhilfenahme einiger Eckbalken ein Haus entsteht, groß genug, um eins der Flugzeuge darin unterzubringen. Die zu öffnende Seite jeder Dose kommt nach innen zu liegen, so daß man ihr den Inhalt entnehmen kann, ohne die Dose vom Platze zu rücken. Von außen aufgehäufte Schneemassen geben weiteren Halt, und man rechnet damit, auf diese Weise ein durchaus solides Gebäude errichten zu können.

Für das leibliche Wohl der achtzig Expeditionsteilnehmer ist aufs beste gesorgt. 28 Tonnen Fleisch, 12 Tonnen Kartoffeln, 17 Tonnen Mehl sind vorgesehen. Dazu kommen 1250 Packungen Käse, neun Tonnen getrocknetes Obst und Gemüse sowie zweieinhalb Tonnen Kaffee und ebenso viel Milch. Die mitgenommenen Zwiebeln wiegen allein tausend Pfund mehr als Lindberghs berühmtes Flugzeug „Geist von St. Louis." Erwähnen wir noch anderthalb Tonnen geräucherte Bücklinge, eine halbe Tonne Honig und entsprechende Mengen Gewürze und Zutaten aller Art, so darf man wirklich beruhigt sein, daß die Polarfahrer keinen Mangel leiden werden. Mit den Getränken ist es allerdings weniger gut bestellt. Bier, Wein und Liköre sind ausgeschlossen. Dagegen fehlt es nicht am Rauchbaren. Eine Tonne Rauchtabak hilft über die Langeweile der Polarnacht hinweg, wozu noch eine halbe Million Zigaretten kommt. Die Schachteln, in denen diese und der Rauchtabak verpackt sind, würden aufeinandergestapelt die Höhe eines zehnstöckigen Wolkenkratzers erreichen. Mit dem Kaugummi der Expedition könnte man die Straßen einer mittelgroßen Stadt pflastern. Auch für Leckereien ist gesorgt, zweieinhalb Tonnen Süßigkeiten jeder Art sind an Bord.

An Unterhaltung wird es nicht fehlen. Nicht weniger als dreißig Rundfunkempfänger werden mitgenommen, vom kleinen tragbaren Dreiröhren- bis zum stärksten achtröhrenapparat. Sollte der Empfang unter den antarktischen Verhältnissen schlecht sein, so sorgen drei Sprechmaschinen mit über hundert Platten für Ersatz. Daß verschiedene musikalisch veranlagte Teilnehmer ihre eigenen Instrumente mitnehmen, ist selbstverständlich; sie können so nach Wunsch eine eigene Kapelle zusammenstellen, in der auch ein kleines Klavier nicht fehlt. Ein Filmvorführapparat mit fünfzig Filmen sorgt weiter für Abwechslung. Zwanzig Rundfunksender sind bestimmt, den Verkehr mit der Außenwelt aufrecht zu erhalten. Um seine Erfahrungen und Erlebnisse zu Papier bringen zu können, hat Commander Byrd nicht weniger als 60 000 Blatt Schreibpapier mitgenommen. — Die medizinische Ausrüstung ist natürlich erstklassig; sie enthält unter anderem fünf Liter Lebertran; 50 000 Tabletten aller Art sollen zur Bekämpfung dreißig verschiedener Krankheiten dienen; gegen Starrkrampf, Diphtherie, Lungenentzündung und Scharlach gibt es die betreffenden Antitoxine in 300 Packungen. Um die Nachteile des fehlenden Sonnenlichts in der langen Polarnacht auszugleichen, wird ein sehr leistungsfähiger Apparat künstliche Höhensonne liefern.

„Jeder Teilnehmer ist mit photographischer Kamera und Filmen ausgestattet. Ein besonderes Instrument erlaubt die Herstellung kartographischer Aufnahmen vom Flugzeug aus. Bemerkenswert ist ein photographischer Sextant, mit dessen Hilfe genaue Ortsbestimmungen vorgenommen werden können und der auch den Punkt, an dem sich der Südpol befindet, mit mathematischer Exaktheit festzulegen bestimmt ist. Zwei Filmoperateure führen neben ihren Aufnahmeapparaten nahezu fünfzig Kilometer Filmstreifen mit sich. Es würde über vierzig Stunden dauern, diese Filme vorzuführen.

Wissenschaftliche Apparate und Instrumente sind in geradezu verwirrender Menge vorgesehen, unter anderem ein neuer Magnetograph, der die Aenderungen in den elektrischen und magnetischen Kraftfeldern der Erde photographisch festlegt. Ein Photomikroskop wird das Dasein der kleinsten Lebewesen in den antarktischen Gewässern im Bilde festhalten. Viertausend Kilometer von dem letzten Vorposten der Zivilisation entfernt wird sich inmitten der Eiswüsten ein nach den modernsten Grundsätzen ausgestattetes Büro erheben, in welchem vier Sekretäre alle Vorgänge während der Expedition niederschreiben. Sieben Schreibmaschinen, dazu Rechenmaschinen und das Material für eine umfangreiche Kartothek vervollständigen dieses antarktische Büro, dessen Ausstattung nicht weniger als zehn Tonnen wiegt.

Vorgesorgt wurde demnach in einer einzigartig vollendeten Weise. Ob der Erfolg der Expedition ebenso vollendet sein wird, muß die Zukunft lehren.

—⊡—

Die Leute aus der Gascogne

Anekdoten von Rudolf Lindemann.

Die Bewohner der ehemaligen Provinz Gascogne im südwestlichen Frankreich haben von jeher in dem Ruf gestanden, eine lebhafte Einbildungskraft und einen Hang zur Uebertreibung zu besitzen. Ihre Aufschneidereien, auch bei uns „Gaskonaden" genannt, sind meist harmloser Natur und entbehren nicht des Witzes. Nachstehend einige Beispiele:

Ein Gascogner und ein Pariser hatten einen heftigen Streit miteinander, versöhnten sich jedoch wieder und der Gascogner sagte: „Sie haben Glück, mein Lieber, daß Sie mich so friedlich gestimmt fanden. Hätten Sie mich nur noch ein wenig mehr gereizt, ich würde Sie so hoch in die Luft geschleudert haben, daß die Fliegen Zeit genug gehabt hätten, Sie zu verspeisen, ehe Sie wieder zur Erde zurückgekehrt wären."

*

Ein Gascogner, der in einem völlig zerfetzten Anzug herumlief, bettelte einen Vorübergehenden um ein Almosen an. Er erhielt fünf Sous mit dem Bemerken, drei Sous wieder herauszugeben. Vergeblich kramte er in seinen zerschlissenen Taschen und sagte dann mit gewichtiger Miene: „Donnerwetter — ich glaube, ich habe mein Geld daheim vergessen, als ich den Rock wechselte."

*

Ein Offizier, gebürtiger Gascogner, erschien eines Tages persönlich beim Kriegsminister, um seine rückständige Besoldung zu fordern. „Ich befinde mich in einer so schwierigen Lage", sagte er, „daß ich in Gefahr bin, zu verhungern". Der Minister entgegnete, daß sein volles und wohlgenährtes Gesicht seinen Worten widerspräche. Schnell gefaßt antwortete der Gascogner: „Ich bitte Euer Excellenz, sich nicht dadurch täuschen zu lassen. Das Gesicht, das ich trage, gehört nicht mir, sondern meiner Wirtin, die mir seit langem Kredit gewährt."

*

Ein junger Gascogner beklagte sich bitter, daß sein Vater ohne Hinterlassenschaft gestorben sei. „Wie reich könnte ich sein!" rief er aus. „Aber mein Vater war ein Verschwender, der das Einkommen eines Königs vergeudete. Wäre er nicht in unsere Familie gekommen, so hätte ich jetzt 200 000 Taler, die ich nicht habe."

*

Ein Gascogner rühmte vor ein paar Leuten seinen Mut. Als man ihn gleich darauf beleidigte, machte er kurz kehrt und lief davon. „He", rief ihm jemand nach, „wo bleibt Ihr Mut?" „In den Beinen", antwortete der Flüchtende und verschwand um die nächste Straßenecke.

*

Ein Gascogner forderte auf einem Ball eine Dame zum Tanz auf. Da er sehr schlecht tanzte und sich auch sonst seltsam benahm, begann man ringsum über ihn zu lachen. „Ich tanze schlecht", entschuldigte er sich, „weil ich die Rückwärtsschritte nicht fertig bringe. Es gibt eben in meinem Leben keine einzige Situation, die mich zwingen könnte, rückwärts zu gehen."

*

Ein Gascogner kam in ein Wirtshaus und sagte zum Wirt: „Kochen Sie mir ein Hühnerei und aus der Bouillon bereiten Sie meinem Diener eine Suppe." „Teufel", antwortete der Wirt, „die Bouillon von einem Ei wird nicht sehr nahrhaft sein." „Nun, dann nehmen Sie meinetwegen zwei Eier, es soll mir darauf nicht ankommen", entgegnete der Gascogner.

*

Ein Mann rühmt sich, eine Fliege auf der Spitze eines Kirchturms erkennen zu können. Ein Gascogner, der neben ihm stand, sagte: „Ich habe zwar keine so guten Augen, aber mein Gehör ist so fein, daß ich, wenn ich die Fliege auch nicht sehe, so doch spazieren gehen hören kann."

*

Ein Gascogner hielt sich einige Zeit hindurch in Rom auf. Da er sehr neugierig und wißbegierig war, hatte er alle Sehenswürdigkeiten der Stadt genau studiert. Auch beim Papst hatte er eine Audienz erhalten und bei dieser Gelegenheit dem heiligen Vater gesagt, daß ihm nur noch eine Sehenswürdigkeit in Rom versagt geblieben wäre: der Tod eines Papstes. „Mein Freund", sagte der heilige Vater, „falls du ein Gelübde getan haben solltest, diese Sehenswürdigkeit unter allen Umständen zu erleben, so will ich dich gern von deinem Gelöbnis entbinden."

*

Ein Gascogner, der eine Duellforderung erhalten hatte, fand sich zur angegebenen Stunde auf dem Kampfplatz ein, auf dem kurz vorher ein anderes Duell zwei Todesopfer gefordert hatte. Der Gascogner setzte sich neben die beiden Leichen und erwartete kaltblütig seinen Gegner. Dieser kam; und indem der Gascogner auf die beiden Toten wies, sagte er: „Wie Sie sehen, habe ich mich inzwischen mit diesen Herren geschlagen. Haben Sie noch Lust, der Dritte zu sein?"

*

Ein Gascogner, Offizier bei der Armee des Marschalls von Villars, sagte in einem sehr hochmütigen und wichtigen Ton zu einem seiner Kameraden: „Ich gehe jetzt mit Villars speisen." Der Marschall, der sich zufällig in der Nähe befand und die Worte hörte, korrigierte freundlich: „In Anbetracht meines Ranges und nicht meines Verdienstes sagen Sie bitte „Herr von Villars". Ohne sich verblüffen zu lassen, antwortete der Gascogner: „Im Gegenteil! Man sagt ja auch nicht „Herr Cäsar."

—⊡—

Diamantenfieber in Brasilien

Der Aufstand der Zwölftausend. — Unter den Schlangen und Indianern der Dschungel.

Von H. Hesse-Newyork.

Zerlumpt und halb verhungert, doch gut bewaffnet, arbeiten sich fünftausend gesetzlose Abenteurer ihren Weg durch die brasilianische Dschungel — auf der Jagd nach Diamanten. Spiel, Tanz und Trinken sind ihre einzige Erholung. Ihr einziges Gesetz ist — der Sprechhaufige. Ein modernes Dorado im Herzen des brasilianischen Dschungels ist ihr Ziel, und hinter diesem Diamantenfieber „liegt eine Kette von Strapazen, Abenteuern und blutigen Fehden, die in mancher Hinsicht packender sind als die Berichte aus Kimberley, Klondike oder aus dem Kalifornien von 1849", sagt Francis Gow Smith in der Newyork Herold Tribune.

Dieses neue Diamantenfieber wurde indirekt durch einen Aufstand von 12 000 Peons im Bezirk Rio das Garcas erzeugt. Arbeiter flohen vor diesen wütenden Haufen durch die Dschungel zum Araguaya-Fluß, wo einer der Flüchtlinge sozusagen über einen Diamanten stolperte. Man suchte und fand noch mehr.

Da die Leute keine Vorräte hatten, sahen sie sich bald gezwungen, zur Zivilisation zurückzukehren. Bemühungen, ihr Geheimnis zu bewahren, waren erfolglos. Das Gerücht ihres Fundes flog wie ein Lauffeuer durchs Ausland. Ein dreißigkarätiger, purpurschwarzer Diamant von hohem Glanz — der einzige Stein dieser Art in der ganzen Welt — sollte sich im Flusse gefunden haben. Und schon machten sich Tausende auf den langen Marsch nach dem Araguaya.

„Wo einige Wochen zuvor nichts als die dichte Dschungel sich befand, ist nun fast über Nacht ein geschäftiges Dorf entstanden", berichtet Smith, der kürzlich von einer Expedition zur Erforschung der Indianer aus Brasilien zurückkehrte. „Jeder Tag bringt weitere Dutzende von Diamantensuchern und -händlern, alle abgespannt von dem Marsch von tausend Meilen nach diesem neuen Dorado. Jeder Morgen findet dieses wie ein Pilz aus der Erde schießende Dorf größer, und jeden Abend strömt eine größere Menge nach der Tanzhalle und der Spielhölle. Das ist Lageado, die Stadt des Diamantenfiebers.

Nach Süden und Osten sind es dreihundert Meilen bis zur nächsten Siedlung, von wo die Händler ihre Ware mit dem Ochsenkarren herbringen. Nach Norden und Westen ist nichts als unerforschte Wildnis, wo kriegerische Indianer ihre Pfeilspitzen vergiften und die getrockneten Köpfe der Feinde als Trophäe in ihrer Hütte aufbewahren.

Die Hütten Lageados liegen zu beiden Seiten einer breiten, mit Gras bewachsenen „Straße". Die Wände setzen sich aus roh behauenen, dünnen Baumpfählen zusammen, die aufrecht in den Boden getrieben und mit Lehm verschmiert werden. Das Dach ist mit Gras gedeckt. Der Fußboden besteht aus festgestampftem Lehm, das Mobiliar aus einer Hängematte und einem Holzklotz.

Sie bilden eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, diese „Garimpeiros", die Diamantensucher, die ihren Weg durch das dichte, tropische Dickicht bahnen. Neger, Indianer, Weiße und Halbweiße wandern in kleinen Gruppen. Zerrissene Hosen sind ihre ganze Kleidung, außer den selbstverfertigten Sandalen, die aus einem Stück Rindleder geschnitten und mit Lederriemen um den Knöchel befestigt sind.

Jeder trägt ein gut geöltes Gewehr, denn sie müssen sich hauptsächlich im Lande verproviantieren. Die einzigen Vorräte, die sie auf diesem Marsche von tausend Meilen zu den Diamantenfeldern mitnehmen, sind ein paar in der Sonne getrocknete Streifen Rindfleisch und Dörrobst, aus dem ein anregendes Getränk bereitet wird, das den Wanderer tagelang bei geringer Nahrung auf den Beinen erhält.

So reich die Edelsteinschätze auch sein mögen und wie dieses neue Diamantenfeld auch immer ausfallen mag, das eine steht fest — am Ende der trockenen Jahreszeit werden die Diamantensucher fast ebenso arm fort gehen, wie sie gekommen sind.

Die Diamantenhändler, welche die gefundenen Edelsteine im Herbst aufkaufen, reisen zu Pferde oder auf dem Maulesel, manche auch im Kleinauto, auf Straßen, die nur aus einer Wagenspur bestehen. Flüsse werden auf Brücken überschritten, die einfach aus zwei Baumstämmen bestehen. Sie sind so behauen, daß die Räder hinein passen.

Türken, Armenier, Schweizer, Deutsche, Spanier, Portugiesen, Holländer, Belgier — die Händler sind eine rauhe, hartgesottene Bande. Sie tragen breite Sombreros, scheckige Hemden und lange Stiefel. Beim Reiten liegt das Gewehr auf ihren Knien, und Pistolen stecken ihnen im Gürtel. Ueber die rechte Schulter hängt ein Lederfack für die Diamanten. Diese bunten Scharen drängen sich in Lageado am Araguaya zusammen.

„In Lageado wiederholt sich die Geschichte Cassunungas", sagt Smith, „doch in erstaunlicherem Maßstabe. Vor zwei Jahren hatte Cassununga seinen großen Tag. Damals bildete es den Schauplatz einen anderen tropischen Diamantenfiebers. Gerade als dieser Rausch grassierte, war ich dort, und die Bilder, die ich sah, wiederholen sich heute in Lageado.

Cassununga befand sich gerade im Entstehen als ich auf einem Maultier hinein ritt. Auf einer mit Gras bewachsenen Lichtung standen ein paar halbfertige Hütten. Nur eine größere Behausung war vollständig ausgebaut, — die Tanzhalle. Einige Händler hatten sich versammelt, sonst erschien die „Stadt" wie ausgestorben. Als ich jedoch an den Fluß kam, sah ich die ganze Bevölkerung der neuen Dschungel-Metropolis in fieberhafter Tätigkeit. Am Ufer und tief im Wasser suchte alles nach Diamanten. Ein reiches Lager war entdeckt, und jeder Abenteurer wollte nun seinen Anteil so schnell wie möglich erraffen. Die meisten wateten bis zu den Hüften im Wasser. Hier und da waren die Knäuel der Suchenden dicker als sonst — es handelte sich augenscheinlich um die Stellen, wo man glückliche Funde gemacht hatte, und die anderen drängten sich nun so nahe heran, wie sie es nach Recht und Sitte durften.

Sie schaufelten den Kies in runde, flache, hölzerne Gefäße von fast einem Meter Durchmesser. Auf dem Wasser schwimmend, wurden diese so schnell gedreht, daß der wertlose Grund an den äußeren Rand geriet, von wo er mit der Hand ins Wasser zurück geworfen wurde. Waren Diamanten vorhanden, so blieben sie in der Mitte des Gefäßes liegen — kleine, unansehnliche Steine von unregelmäßiger Form und matter Farbe, zuweilen mit einem grünlich-blauen Ueberzuge, der erst fortgebrannt werden muß, bevor man sie schleifen kann.

Während ich das Bild beobachtete, krabbelte eine aufgeregte Gestalt ans Ufer. Der Mann war nackt bis zur Hüfte. Seine zerrissenen Hosen trieften. Unter einem verbeulten Filzhut hing ihm das ungekämmte Haar über die glänzenden Augen. Er hatte einen dicken Diamanten von vielleicht zehn Karat gefunden. Der Stein würde alle seine Schulden vom vorigen Jahre decken und ihn reich machen — wenn er nicht, wie es wahrscheinlich war, sein Vermögen während der nächsten Nacht in der Tanzhalle verspielte.

Beim Dunkelwerden kam der Rest der Schar vom Flusse. Rauchende Feuer flammten rings in der Lichtung auf — die Männer kochten sich magere Suppen aus Bohnen und Reis, trockneten ihre nassen Hosen und zogen ein Hemd an.

Nach einer Stunde bereits ging ein Teil der Diamantensucher in die Tanzhalle. Das Innere war von denkbar urwüchsigen Lampen erleuchtet — mit dem Oel der Kastorbohne gefüllte Teller, über deren Rand ein grober Baumwolldocht matt flatternd hing. An den Wänden ringsum standen rauhe Tische, an denen Frauenzimmer mit bärtigen Diamantensuchern tranken. Auf zwei Holzklötzen in der Ecke saß das Orchester. Der eine Musiker spielte auf einer selbstverfertigten Gitarre, der andere auf einer Ziehharmonika. Seltsam zusammengewürfelte Paare tanzten auf dem festgestampften Lehmboden in der Mitte des Raumes. Die Mädchen trugen bunte, schicke Kleider, doch ihre Partner waren meistens barbuß oder trugen schwere Stiefel. Sie behielten den Sombrero beim Tanzen auf, und die Pistolen im Gürtel verliehen der Sache etwas Unheimliches."

Die Natur hat viele Gefahren für den Diamantensucher in Bereitschaft. Er kann in einen Wirbel geraten und in die Tiefe gerissen werden, im Fließsand versinken oder gegen die Felsen der Stromschnellen geschleudert werden. Er muß die beständige Qual der Stechmücken aushalten. Der Araguay wimmelt von Piranha-Fischen, die dem Watenden Stücke aus dem Schienbein nagen. Die Ufer sind voll giftiger Schlangen. Besonders gefürchtet ist die Sucuru, ein zwanzig Fuß langes Reptil, das einen Mann wie eine Eierschale zerdrückt.

—⊡—

Ein seltsames Interview

Besuch bei dem ersten und einzigen Lappendichter Juhan Tuuri.

Von Dr. Lotte Sternbach-Gärtner.

Kiruna, Lappland.

Wer glaubt, es sei kein Kunststück, einen Lappendichter zu interviewen, der möge mal selbst heraufkommen und es versuchen! Die Lappen sind bekanntlich ein Nomadenvolk, das heißt Leute, von denen man nie weiß, wo sie sind. Und weiß man es einmal glücklich, dann sind sie sicherlich schon wieder anderswo. Das ist die eine Schwierigkeit. Noch ärger aber wird die Sache dadurch, daß dieses merkwürdige Volk sich mit Vorliebe jenseits des Polarkreises aufhält, dort, wo ein normaler Europäer schon im Oktober — und um diese Zeit